

noch das Aeusserste versuchen, was möglicherweise noch Rettung gewähren kann; dies ist in meinen Augen der stärkste Beweis, den ich Ihnen in theoria et in praxi von meiner Achtung vor dem Leben des Individuums, und mag es das eines Verbrechers sein, geben kann! — Doch wo es sich um die Entwicklung unsrer grossen deutschen Völkerfamilie handelt, wie in diesem Kriege, da muss man sich, meine ich, schnell aus dem Humanitätsdusel herausreissen, in welchen weichherzige Molusken-Naturen leicht nach vielen Jahren des Friedens gerathen. Dem Geschick unserer grossen Race gegenüber muss die zärtliche Empfindung für eine geliebte Persönlichkeit in den Hintergrund treten. Jeder, er mag ein Gott für seinen kleinen oder grossen Kreis sein, mag sich dann sagen, wie entbehrlieh er für das Ganze ist; denn dass kein Mensch unersetzlich ist, und die Welt über alle Leichen ihren ruhigen Gang fortschreitet, ist, wie ich mit jedem Jahre mehr einsehe, nur allzu wahr; mag es aber noch so trivial sein, es liegt darin die Bürgschaft eines noch langen Völkerlebens; überall Ueberfluss an geistiger Thätigkeit und geistiger Arbeit! Nur in der Kindheit und dem Greisenalter der Völker kommt ein bedeutendes Individuum zu aussergewöhnlichem Einfluss auf das Geschick des Staates. — Viele halten diese Ideen, die ich nicht unterlassen konnte, bei dieser Gelegenheit niederzuschreiben, für den Ausdruck einer schrecklichen Hartherzigkeit und Rohheit, wie sie besonders bei uns norddeutschen kalten Naturen vorkommen soll; ich stosse damit in Wien oft an, doch kann ich mich noch nicht so ganz in die allerdings viel lebenswürdigeren Anschauungen meiner jetzigen Landsleute finden; die Wiener haben sich halt gar zu gern, und leben merkwürdig gern! „Lass mir a Ruh!“ das ist unser Wiener Refrain! Doch der Franzos liess uns „ka Ruh“ und dass 's Sekkiren 'mal aufhört, muss er Eins auf's Maul kriegen. Es ist doch auch ein gefährliches Wort, das „lass mir a Ruh!“

V.

Mannheim, 20. September.

Principien über die Wahl von Lazarethlocalitäten. Schwierigkeiten bei der praktischen Ausführung. Die Aerzte und die Kriegschirurgie.

Ich will heute versuchen, Ihnen zu schildern, wie wir in den ersten Tagen unsere Lazarethe in Weissenburg organisirten. Dass ich dazu nur die Dispositionen im Allgemeinen geben konnte, ist klar; die Ausführung wurde von den Herren der freiwilligen

Krankenpflege unter der energischen Leitung des Johanniterriters Herrn Grafen Bethusy-Huc übernommen.

Jedes der zu errichtenden Spitäler erhielt zur Verwaltung einen von den Herren der freiwilligen Krankenpflege zugetheilt; mehre dieser Herren, später nur einer, leiteten den Verkehr am Bahnhof, sorgten für Erquickung der durchreisenden Verwundeten, besorgten die Weiterbeförderung der aus den benachbarten Ortschaften zugeführten leicht Verwundeten und später der zu evacuierenden, in Heilung begriffenen Soldaten. Auf dem Bahnhof wurde ein Central-Depot für unsere Spitäler eingerichtet, wohin die Verwalter der einzelnen Lazarethe jeden Morgen ihre Wünsche zu richten hatten.

So weit ich im Stande bin, die Verhältnisse zu beurtheilen, haben die Herren Grafen Bethusy-Huc (Reichstagsmitglied), von Inn- und zu Kniphausen, Solms-Laubach, die Herren Stockhausen Fabrikant von Offenbach, von Wardenberg, Geheimer Commerzienrath Wrede und Sohn aus Berlin, von der Schulenburg-Ragow, und Andere, die nur kürzere Zeit in Weissenburg wirkten, ganz Ausserordentliches für die Herstellung der Lazarethe, so wie für die Wohlfahrt und Bequemlichkeit der Verwundeten geleistet und sich mit grösstem Eifer bemüht, alle von ärztlicher Seite als wünschenswerth bezeichneten Bedürfnisse für die Kranken möglichst schnell und vollständig zu beschaffen. Dass sich die geregelte Organisation, wie sie in den letzten Wochen in Weissenburg bestand, bei der völligen Unbekanntschaft der beteiligten Personen untereinander erst allmählig zu einem nicht mehr versagenden exacten Mechanismus entwickeln konnte, ist wohl begreiflich. Besonders gross waren die Schwierigkeiten der Beschaffung von Stärkungsmitteln und Verbandmaterialien bei der fast vollständigen Stockung des Verkehrs in der ersten Woche nach der Schlacht; immerhin waren dabei unsere Kranken in Weissenburg doch noch in einer relativ weit glücklicheren Lage, als die Verwundeten in Sulz, Wörth, Lembach, Niederbronn, Fröschweiler etc., lauter kleine Ortschaften, in welchen die vorhandenen Nahrungsmittel in kurzer Zeit aufgezehrt waren. Die Nothrufe von dort an das Bahnhofs-Depot in Weissenburg bewirkten dann auch, dass der grössere Theil der Zusendungen in den beiden ersten Wochen nach Sulz ging, wobei wir in Weissenburg allerdings etwas stiefmütterlich behandelt wurden. Bald kamen jedoch die schon erwähnten organisirten Sanitätszüge aus Deutschland an, um die transportablen Verwundeten aus den ge-

nannten Ortschaften fortzunehmen, und so durften wir dann nach und nach dreister mit den Forderungen auch für unsere Verwundeten sein.

Es fehlte uns anfangs vor Allem an Betten, Matratzen, Bettstellen, chirurgischen Instrumenten, Spritzen zur subcutanen Injection, Morphinum, Opium, Carbonsäure, Gyps und Gypsbinden. Um diese nothwendigen Dinge schneller zu beschaffen, gab es damals nur ein Mittel, nämlich Jemand mit Aufträgen und vielem Geld nach Carlsruhe, Heidelberg oder Mannheim fortzuschicken; mehre Collegen von Heidelberg, welche von Bergzabern her kamen, hatten die Güte, uns manche von den gewünschten Gegenständen zu verschaffen; andere wurden durch Absendung eines disponiblen Mediciners herangeholt. Dass die Johanniter für diese Dinge baares Geld in genügender Menge zur Disposition stellten, war für die Verwundetenpflege in den ersten Wochen von ganz ausserordentlicher Bedeutung; denn die Depots in Mannheim und Carlsruhe hatten damals noch nicht alles das in Bereitschaft, was wir brauchten, und was später freilich in Ueberfluss vorhanden war. Ich war sehr froh, mein eigenes Instrumentarium und einen sehr grossen Sack voll Verbandstücken, mit welchem mich meine Frau ausgestattet hatte, bei mir zu haben; so konnte ich wenigstens für den Anfang aushelfen. Erst nach 10 bis 12 Tagen gelang es uns, ein gutes Amputationsetui und Pravaz'sche Spritzen durch den unermüdlichen Eifer des Herrn Geheimen Commerzienraths Wrede zu bekommen.

Ich habe mit der Verwaltungseinrichtung unserer Lazarethes begonnen, weil sie die Basis für die Verwundetenpflege ist, denn wenn man die Verwundeten nicht lagern und ihnen nichts zu essen geben kann, so ist der Chirurg auch unnöthig. Zur Unterstützung meiner chirurgischen Thätigkeit hatte ich zunächst Herrn Dr. Czerny von Wien bei mir, dem ich mit ruhigem Gewissen ein Lazareth zur selbstständigen Leitung übertragen konnte; nachdem ich die bereits in provisorische Lazarethes untergebrachten vielen Verwundeten übernommen hatte, musste ich es entschieden ablehnen, meine Verantwortlichkeit auch auf die damals noch zahlreichen in den Privathäusern gepflegten Verwundeten auszudehnen, und ersuchte daher die vier Aerzte der Stadt, diese Kranken zu übernehmen, übertrug auch später einem dieser tüchtigen Collegen, dem Herrn Dr. Veling, die dirigirende Thätigkeit in einem kleineren Spital, behielt mir jedoch die Oberleitung über sämmtliche Spitäler vor, was zur Vereinfachung der Anordnungen im Grossen und Ganzen nothwendig war. Als As-

sistenten standen uns die Herren Mediciner von Greifswald zur Verfügung, von denen wir zunächst 16 auswählten und denselben zur Unterstützung bei den Verbänden noch eine Anzahl Berliner Heilgehülfen beigaben. Die detaillirtere wirthschaftliche Leitung wurde den verschiedenen Gruppen von theils protestantischen, theils katholischen Schwestern übergeben, welche sich mit grösster Aufopferung und sehr anerkennenswerthem Geschick der Sache annahmen. Von den obenerwähnten Medicinern, alle tüchtige Schüler von Prof. Hueter in Greifswald, welchen sich später auch noch diejenigen anschlossen, die in den ersten Wochen am Bahnhof beschäftigt waren, und diejenigen, welche wegen Mangel an Beschäftigung aus Nancy zurückkehrten, so wie ein ausserordentlich fleissiger und gewissenhafter Mediciner aus Strassburg, Herr Müller von Weissenburg, — arbeiteten die Herren Keller, Pohl, Manassowitz, v. Berg, Schultz, Merten, Grobelny, Briesewitz, Kloz, Vogt, Huels, Müller mit mir, die Herren Klamann, Beenen, Valder, Kraemer, Dannenberg, Barten, Messerschmidt, Nissing, Rother, Kempa, Bickel, Stankowski, Zielewski, Plum mit Herrn Dr. Czerny. — Unter den Berliner Heilgehülfen haben sich Fröhlich, Görlich, Ehlinger, Liepack, die unter meiner besonderen Leitung standen, ganz vorzüglich durch ihre Ausdauer, Geschicklichkeit, Zuverlässigkeit, humane Behandlung der Verwundeten und durch ihren flotten Humor ausgezeichnet, eine Eigenschaft, die, zumal im Felde, nicht zu unterschätzen ist, wenn sie, wie bei den meisten Berliner Kindern, mit Gutherzigkeit verbunden ist.

Die erste Aufgabe, die Auswahl passender Localitäten für die Errichtung von Lazarethen, war insofern bereits erfüllt, als die Verwundeten zum Theil in dem für die Weissenburger Garnison bestimmten stabilen Militair-Spital und in einem halb verfallenen dunklen kleinen Dominikanerkloster untergebracht waren. Man war bereits beschäftigt, die zerschossenen Dächer dieser Localitäten herzustellen, damit die Verwundeten wenigstens nicht nass auf ihrem Lager wurden.

Es ist ja a priori nach allen Erfahrungen zweifellos, dass ceteris paribus die Schwerverletzten möglichst zu isoliren sind, dass sie womöglich in Privathäusern unterzubringen wären, um sie vor Infection durch andere Kranke zu schützen, man mag sich nun die Art der Infection dabei vorstellen, wie man will. Ich habe selbst früher immer dafür plaidirt, die Verwundeten in Privathäusern zu isoliren; jetzt stand ich nun mit dieser Idee

der Wirklichkeit gegenüber, und überzeugte mich von der Unmöglichkeit der Ausführung.

Das kleine Städtchen Weissenburg mit 5000 Einwohnern hatte sich kaum von dem Schrecken des Bombardements erholt, als ihm die Verwundeten in Massen zugeführt wurden; die Bürger hatten viele davon bereitwillig aufgenommen, doch zugleich strömten ihnen die Soldaten in die Häuser, und die colossalen Einquartierungen hörten in den nächsten Wochen gar nicht auf. In den ersten Wochen war Tag und Nacht Lärm auf den Strassen! Ausmärsche, Einmärsche mit Trommeln und Pfeifen! die colossalen Proviantcolonnen, die endlosen Artilleriezüge! es war oft ein Heiden-Spectakel! in den ersten Wochen war in der langen Hauptstrasse des Ortes an ein Durchschlafen durch die ganze Nacht gar nicht zu denken; man musste sich wirklich körperlich so erschöpft haben, wie es für uns die Umstände mit sich brachten, um überhaupt für einige Stunden fest zu schlafen. Zuweilen war es so arg, dass man in der Nacht glaubte, es beginne aufs Neue ein Bombardement. Zwar hatte man anfangs von Seiten der Mairie zugesichert, dass diejenigen Bürger, welche Verwundete im Hause hatten, von Einquartierung frei sein sollten, und dies mag manchen schlaun Spiessbürger veranlasst haben, sich irgend einen leicht Verwundeten ins Haus zu nehmen. Doch diese Maassregel war nicht durchführbar. Wo Platz war, musste einquartiert werden! *c'est la guerre!* — Ein weiteres Moment, was die Zerstreung der Verwundeten in Privathäuser unausführbar machte, war, dass man sich bei der zeitweilig völligen Erschöpfung der Stadt an Nahrungsmitteln bei den unbedeutenderen Leuten nicht darauf verlassen konnte, dass sie die Verwundeten hätten gut verpflegen können; eine Verpflegung von einigen hundert Schwerverwundeten in Privathäusern einheitlich zu organisiren und zu unterhalten, war aber unter den gegebenen Verhältnissen für die freiwillige Krankenpflege geradezu unmöglich; man hätte dazu fast ebensoviel Dienstpersonal wie Verwundete haben müssen. Auch die chirurgische Behandlung wäre bei der geringen vorhandenen Anzahl wirklicher verantwortlicher Aerzte unausführbar gewesen, da die Herren Studierenden bei allem Eifer und aller Opferwilligkeit doch nicht in der Lage waren, die schwierigen Verhältnisse, wie sie sich bei Schusswunden nicht selten rasch darbieten, zu beherrschen. Auch mit praktischen Aerzten, die in chirurgischer Behandlung nicht geübt waren, hätte man in dieser Hinsicht nicht mehr ausrichten können. — Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, dass ein Chir-

urg, wenn er mit reichlicher Assistenz rastlos den ganzen Tag arbeitet und alle seine Patienten in einem Lokal zusammen hat, doch nicht mehr als höchstens 50—60 Schwerverwundete (Knochen- und Gelenkschüsse) sorgfältig behandeln kann. Sind diese Verwundeten in verschiedene weiter auseinander liegende Localitäten vertheilt, so sind schon 40—50 eine sehr grosse Zahl; liegen alle oder die meisten in verschiedenen Häusern, muss Verbandzeug, Schienen, Apparate etc. immer nachgetragen werden, so verringert sich die Leistungsfähigkeit des Einzelnen bis auf die Versorgung von 25—30 Schwerverwundeten. Die Zerstreung der Verwundeten in die Häuser setzt also eine ganz enorme Masse von Personal zur ärztlichen und wirthschaftlichen Verpflegung und eine ruhige, nicht wochenlang durch Einquartierung zu einem Kriegslager gemachte Stadt voraus: sie war daher aus diesen Gründen in Weissenburg nicht ausführbar. — Die Behandlung von Schwerverwundeten in Privathäusern hat aber im Kriege sogar grosse Schattenseiten: ich wurde in der dritten Woche nach der Schlacht plötzlich zu einem Soldaten gerufen, der aus einer Unterschenkelschussfractur blutete; man hatte zu dem behandelnden Stadtarzt geschickt, der war aber nicht zu finden; die Leute, bei denen der Soldat lag, hatten ihn ganz vortrefflich gepflegt, doch jetzt wusste Niemand zu helfen; als ich bei dem Verwundeten ankam, fand ich ihn schon im höchsten Grade anämisch; sofort machte ich noch die Unterbindung der Art. femoralis am M. sartorius; die Blutung am Unterschenkel stand, doch starb der Mann einige Stunden später an Erschöpfung. In einem Spital mit geregelter Bedienung hätte das so nicht vorkommen können. — Ein Officier, der gleich nach der Verwundung bei der Eisenbahn in ein nahes gutes Bürgerhaus gebracht war, und dort vortrefflich verpflegt wurde, hatte einen Schuss, welcher durch den linken Trochanter einging und dicht am Anus ausgetreten war; der Verwundete war sehr gross und fett, er wog wohl mehr als zwei Centner und hätte nur von 8 geschickten Wärtern ohne zu grosse Schmerzen aufgehoben werden können; er liess wegen Furcht vor Schmerzen beim Aufheben den Koth oft unter sich gehen; das Zimmer war so eng und klein, dass kaum 3 Personen darin stehen konnten, hatte nur ein Fenster, war fast unventilirbar; man denke sich das Bett, die Atmosphäre, nachdem der Verwundete so einige Tage gelegen hatte! er war absolut nicht zu bewegen, sich in ein Einzelzimmer eines der eingerichteten Spitäler transportiren zu lassen; er starb am 9. Tag an Septämie; es war unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich, etwas

mit ihm anzufangen. — Ein französischer Officier, dessen beide Arme zerschmettert waren, und der ausserdem noch 6 Rippenbrüche und einen Schuss durch den Damm hatte, wurde in einem Privathaus mit rührendster Sorgfalt gepflegt; doch wenn seine Rippenschüsse am Rücken verbunden wurden, oder wenn er umgebettet wurde, was wegen collossaler Jauchung zuweilen zwei Mal am Tage geschehen musste, so brauchte man dazu 6 Personen, die im Krankenheben geübt waren, dies war im Privathause unausführbar, der Verwundete selbst wünschte bald in ein Spital gebracht zu werden, wo dieser tapfere und zugleich so liebenswürdige, für Alles so dankbare Unglückliche unter der sorgfältigsten Pflege des Dr. Czerny noch 5 Wochen am Leben erhalten wurde, doch nicht zu retten war.

Diese Beispiele, zu denen ich noch manche hinzufügen könnte, zeigen zur Genüge, dass die Zerstreuung und Behandlung der Schwerverwundeten in Privathäusern nicht wohl durchführbar ist. — Leichtverwundete und Reconvalescenten mag man der Privatpflege, so viel man kann, übergeben. — Das Gleiche möchte ich auch in Betreff der kleinen Spitäler in kleinen Ortschaften geltend machen. Simpson hat in seinem Eifer für die beste Sache Ausserordentliches über die Salubrität der kleinen Spitäler behauptet, und in ihren Verhältnissen an sich schon ein Heilmittel gegen Pyoämie zu finden geglaubt. Ich werde ein anderes Mal Gelegenheit nehmen, darzulegen, wie viel von jenen Behauptungen Simpson's für civile Verhältnisse richtig ist und wie viel nicht. Doch wäre es ein Unglück, die Grundsätze Simpson's auch auf die Kriegschirurgie zu übertragen. Die älteren Collegen unserer kleinen Städte haben im Ganzen zu selten Gelegenheit, chirurgische Fälle zu behandeln, als dass sie in der Lage wären, bei schweren Schusswunden der Knochen und Gelenke die Diagnose richtig zu stellen und das Richtige in der Behandlung zu treffen; man muss in Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse von ihnen nichts Unbilliges verlangen und sie nicht ungerecht beurtheilen. Dafür müssen sie aber auch nicht die sonderbare Eitelkeit zur Schau tragen, Alles verstehen zu wollen, und Fälle behandeln zu wollen, die für die erfahrensten Chirurgen die grössten Schwierigkeiten darbieten. Absolute Reinlichkeit und die Durchführung der modernen sanitarischen Maassregeln in Behandlung schwerer chirurgischer Fälle können nur mit einer gewissen Reichlichkeit, ja ich möchte fast sagen, mit einer gewissen Verschwendung von Material zur Krankenpflege erreicht werden, welche in geradem Gegensatze zu den

kleinlichen und beschränkten Verhältnissen stehen, in welchen sich nicht nur die kleinen Bezirksspitäler, sondern auch die Einwohner der kleinen soliden deutschen Städtchen befinden. Ich möchte bei den colossalen Opfern, welche überall in Deutschland für die Verwundeten in diesem Kriege gebracht sind, Niemand durch Anführung von Beispielen kränken, doch hat mich der Besuch mancher kleinen Ortschaften in der Nähe des Kriegsschauplatzes im nördlichen Theil vom Elsass und der Pfalz überzeugt, dass es eine Illusion ist, zu glauben, die Wunden verlfefen dort besser, oder gar, es käme weniger Pyoämie dort vor, als in den anderen grossen Feldspitälern.

Da ich nun einmal diese heiklen Fragen hier berührt habe, so will ich Ihnen, lieber College, auch gleich meine Beobachtungen über die chirurgische Thätigkeit der Aerzte im Allgemeinen mittheilen. So weit meine Beobachtungen zurückreichen, haben die Kenntnisse in der Chirurgie, so wie auch die operative Technik unter den Aerzten der letzten Decennien bedeutende Fortschritte gemacht. Dies gilt für die Militär- wie die Civilärzte; ich habe viele vortreffliche, zweckentsprechende Verbände der verschiedensten Art, viele gut operirte Kranke und richtig ausgeführte Operationen in fast allen Militär- und Civil-Lazarethen, die ich besuchte, gesehen. Es ist dies zweifellos ein segensreicher Einfluss B. v. Langenbeck's; nicht als wenn nicht auch andere Chirurgen seiner Generation eminent in ihrem Kreise gewirkt hätten, doch diese Kreise waren im Allgemeinen kleiner; der Kreis B. v. Langenbeck's erstreckte sich nach und nach über Europa und darüber hinaus; v. Langenbeck wurde unter der studirenden Jugend der letzten 25 Jahre der populärste Chirurg, nicht nur durch seine ausserordentliche wissenschaftliche Bedeutung, sondern ebenso sehr auch durch den Zauber seiner Persönlichkeit, der heute noch wie vor 30 Jahren auf jeden seiner Schüler wirkt. Eines freilich konnte er auch nicht bessern, nämlich, dass sich gar zu viele talentlose, beschränkte Leute gerade auf das Studium der Medicin werfen. Diesen Aerzten gegenüber befindet sich die Kritik in eigener Lage, da sie eben nicht an ihrer Beschränktheit Schuld sind; *ultra posse nemo obligatur!* Der grösste Fleiss, ja die grösste Gelehrsamkeit kann den Schaden mangelnder Anlagen nicht ersetzen. In den Händen solcher Collegen wird alles Gute zum Uebel; sie legen Gypsverbände ohne Sinn und Verstand in der gefährlichsten Weise an; sie schneiden täglich auf Kugeln ein, und finden sie doch nicht, sie stellen keine Diagnose und

legen gar keine Verbände an, weil sie das für conservative Chirurgie halten, sie legen bei zwanzig Mal wiederholten Blutungen immer wieder Liq. Ferri auf und wundern sich, wenn der Mann endlich stirbt, da doch jedes Mal die Blutung gestillt wurde, sie lassen Oberschenkel- und Knieschüsse vier Wochen unberührt liegen, weil der Kranke sich wegen Schmerzen nicht heben lassen will, und merken nicht, dass der Unglückliche durch einen handtellergrossen gangränösen Decubitus seinem Tode entgegengeht. Das sind Alles Dinge, die nicht durch Gelehrsamkeit, sondern nur durch gesunden Menschenverstand, Beobachtungstalent und einiges Nachdenken vermieden werden können. Man kann daraus den Lehrern der Chirurgie keine Vorwürfe machen, denn Schüler der geschilderten Art werden, wenn man sie zwanzig Mal in den gleichen Fällen zurechtgeführt hat, im einundzwanzigsten Falle gewiss wieder das Wesentliche übersehen und das Unwesentlichste mit der grössten Wichtigkeit behandeln. — Zu den peinlichsten Situationen meines Lebens gehören Consultationen mit solchen Collegen; ich habe es mir zum Princip gemacht, auch in solchen Fällen das Vertrauen des Kranken auf seinen Arzt nie zu erschüttern, denn das ist der schlimmste Dienst, den man einem Leidenden, der nur auf diesen Arzt angewiesen ist, leisten kann. Die Empfindlichkeit der Collegen kann man unter vier Augen nicht immer schonen. — Ganz auffallend ist mir in diesem Kriege die fieberhafte Operationslust von Aerzten gewesen, die vielleicht in ihrer Praxis sonst nie ein Messer angerührt haben; ich würde mich nie besonders darum bemühen, einen Typhus oder eine Pneumonie zu behandeln, doch die Aerzte wollten alle gern möglichst viele Kugeln extrahirt und ein Dutzend Abscesse aufgeschnitten haben. Ein College sagte mir ganz offen, er dürfe sich des Publikums wegen nicht ganz von der Behandlung der Verwundeten zurückziehen, denn man meine sonst, es geschehe aus Trägheit, man könnte sogar meinen, er ziehe sich zurück, weil er nichts von Chirurgie verstehe, und das schade ihm für seine Praxis.

Genug für heute, morgen komme ich wieder auf die Weissenburger Lazarethe zurück!